



Feierabend



Ein Tag im Kloster.

Erinnerungen von Anton Arenn.

Kloster (vom lateinischen claustrum) bedeutet einen Ort der Abgeschlossenheit, der Weltverneinung mitten in einer hastenden und rasenden Welt. Kein Wunder, daß jeder sich die abenteuerlichsten Vorstellungen macht, wenn er vom Kloster und Klosterleben etwas erfährt. Nun brachte vor einigen Monaten ein großes Berliner Blatt eine Schilderung des Benediktinerklosters Beuron in Hohenzollern bei Sigmaringen, es war die Schilderung eines Außenstehers, der nur die wunderbar bemalte Fassade des Klosterlebens sehen und darstellen konnte. Da ich aber mehr als vier Jahre meines Lebens hinter den Kulissen dieses so bestaunten und bewunderten Klosters verbracht habe, will ich jetzt — da in der katholischen Welt das 1400jährige Jubiläum des Benediktinerordens gefeiert wird — einen Tag im Kloster schildern, einen Tag harter Wirklichkeit.

Während die meisten Erdbewohner noch fest im Schlafe liegen, wandelt, zwanzig Minuten vor vier Uhr morgens, ein Laienbruder (ein Ordensmann ohne priesterliches Studium und ohne Priesterweihe) die langen Korridore des Klosters entlang, klopft hart an die Türen der Zellen und ruft den Morgengruß: Benedicamus Domino (Lasset uns den Herrn loben), worauf jeder Klosterbruder sein Deo gratias (Gott sei Dank) zu rufen hat. Oft mischt sich in dieses Gott sei Dank ein bitterzorniges Gefühl, allein die Klosterregel verlangt diese Form — und die Form muß gewahrt werden.

In zwanzig Minuten muß jeder gewaschen und fertig angekleidet sein, denn Punkt vier Uhr beginnt in der Kirche der Morgengottesdienst. Zu beiden Seiten des Hochaltars stehen alte, oft kunstvoll ausgearbeitete Chorstühle, lange Bänke mit kleinen Nischen, Stallen genannt. In jeder Nische sitzt auf hohem Klappstuhle ein Mönch. Abgesondert von den Priesterbrüdern, in extra feinem, ausgepolstertem Chorstuhl, sitzt der Klosterabt, der Bischofsrang bekleidet. Vor ihm liegt ein kleiner Holzhammer. Sobald der Abt mit dem Hammer klopft, erhebt sich die Schar der Mönche, und beginnt abwechselnd die alten Psalmen der Juden tonlos zu rezitieren, unterbrochen von Lesungen aus den Büchern der Evangelisten und Kirchenlehrer. Die meisten Mönche

fennen die Psalmen auswendig und beten im Halbschlummer, wobei es nicht selten vorkommt, daß ein Mönch einschläft und plötzlich von seinem Klappstuhle zu Boden fällt — nicht ohne Lärm! Wer aber beim Chor gebet Lärm macht, muß aus seiner Chorbänke heraustraten, vor dem Abt niederknien, und zwar so lange, bis der Abt seinen Holzhammer schwingt. Auf diesen Chordienst der Mönche scheint das Bibelwort zu passen: „Dieses Volk ehrt mich nur mit den Lippen, sein Herz aber ist weit entfernt von mir.“ Doch die Form wird gewahrt!

Nach dem gemeinsamen Gottesdienst in den Chorbänken folgen die Messen der Mönche auf den einzelnen Altären der Kirche. Erst dann — so um sieben Uhr — darf der Mönch in den Speisesaal gehen, seinen Kaffee zu trinken. Vom Speisesaal geht es zurück zum Chor gebet, das, besonders am Montag und Freitag, eines gewissen Reizes nicht entbehrt.

Capitulum culpae (Schuldkapitel) nennt man den höchsten Akt, der sich dem Chor gebet in diesen beiden Tagen der Woche anschließt. Bekanntlich muß in der katholischen Kirche nicht nur der Laie, sondern auch der Priester beichten, d. h. im Beichtstuhl einem Geistlichen seine Sünden bekennen. Mönche haben die Pflicht, wöchentlich einmal dieses Bekenntnis abzulegen. Außerdem müssen sie im sogenannten Schuldkapitel, das nicht in der Kirche, sondern im düsteren Kapitelsaale des Klosters abgehalten wird, auch alle Verstöße gegen die Klosterregeln öffentlich bekennen. Der Abt ruft einen nach dem anderen auf, der Aufgerufenen beginnt, sein Schuldregister aufzuzählen. Etwa so: Ich habe untertags gesprochen, ich habe die Kapuze beim Gehen nicht über den Kopf gezogen, ich habe beim Essen nicht auf die Lesung aufgepaßt, ich habe bei der geistlichen Konferenz (Bibelstunde) geschlafen, ich habe zur Nachtzeit mit dem Nachbar gesprochen, und so fort.

Für diese Vergehen bekommt der Mönch eine Gebetsbuße. Hat er aber seinen Schuh oder seine Kutte zerrissen, so hält er dieses zerrissene Kleidungsstück in der Hand, klopft sich an und vernimmt dann des Abtes Stimme: „Satisfaktion im Refektorium“, d. h. während des Mittagessens muß der Mönch sein Kleidungsstück mit in den

Speisesaal nehmen und etwa fünf Minuten vor dem Tisch des Abtes knien, bis der strenge Vorgesetzte mit seinem Hammer klopft. Viel Spaß bereitete uns einmal ein Laienbruder, der, unvorsichtigerweise, ein Nachtgeschirr zerbrochen hatte und mit dem Griff dieses Gefäßes sowohl im Kapitel- als auch im Speisesaal erscheinen mußte. Man machte diesen geistlichen Sport mit, der Form halber.

Nach diesem zweiten Morgengottesdienst eilt jeder Mönch in seine Zelle. Das Wort Zelle mag einen falschen Begriff geben, denn es sind durchwegs schöne, hohe und helle Räume, wenn auch die Möbelleinrichtung einfach ist mit Ausnahme der Räumlichkeiten des Abtes, der mehrere fürstlich eingerichtete Zimmer bewohnt. Jeder Mönch muß sein Zimmer selbst in Ordnung halten. An jeder Tür ist eine sogenannte Visitur angebracht, eine kleine Öffnung, von innen frei, von außen mit einem Schubdeckel verschlossen. Einige Male in der Woche hält der Abt seinen Rundgang und schiebt leise den Deckel weg, um durch die kleine Öffnung das ganze Zimmer zu übersehen. Wehe dem Mönch, dessen Zelle in Unordnung vorgefunden wird! Eine harte Buße kann ihn treffen.

Skaum ist der Mönch mit dem Aufräumen seiner Zelle fertig, läuten schon wieder die Glocken und rufen alle in die Kirche zum Konventamt, das über eine Stunde die Mönche wieder in die Chorbänke zwingt. Zwischen zehn und zwölf Uhr ist Freizeit, in der jeder seinem Spezialberufe nachgehen kann. Jetzt wird es im Kloster lebendig. Der Vater Defonom geht in den Stall und in den Meierhof, der Fischer zu seinem Teiche, der Bienezüchter sucht seine „Böcker“ auf, der Waldmeister sichtet im Forsthaus nach, der Küchenpater bereitet in der Küche das Mittagessen, der Gastpater zeigt den Gästen die Lebenswürdigkeiten des Klosters, die Buchgelehrten arbeiten in der Bibliothek, die alten Mönche sitzen im Lesezimmer und blättern in den Zeitungen, alle sind beschäftigt, bis 1. die Mittagsglocke erst zu kurzem Gebet in die Kirche und dann in den Speisesaal ruft. Lange Tische stehen an den Wänden — ohne Tischstuch. Nur der Tisch des Abtes und der Gäste ist weiß gedeckt und mit Blumen freundlich geschmückt. Ein lateini-

ches Gebet leitet das oft reichhaltige und gute Mahl ein, denn im Kloster gilt der Satz: Bona coquina, bona disciplina (gute Küche, gute Zucht), also eine klösterliche Variante zu dem weltbekannten Satz: „Die Liebe geht durch den Magen.“ Das Essen schmeckt, das Klosterbier mundet auch den meisten (Abstinenz kommt selten vor); wer lieber Wein trinkt, bekommt auch Klosterwein. Aber stille sitzen heißt es, denn während des Mittag- und Abendessens wird erst aus der Bibel, dann aus frommen Legenden oder aus Werken christlicher Autoren vorgelesen. Auf das Klopfzeichen des Abtes erheben sich alle zum Gebet, denn ein Gebet muß die Mahlzeit beschließen. Von dieser Form der Mahlzeit wird nie abgewichen.

Nach dem Essen folgt die Unterhaltung, Rekreation wird sie in der Klostersprache genannt. Auch hier gilt die Form. Der Abt spaziert mit den Mönchen im Garten, bei schlechtem Wetter in einem der breiten Korridore des Klosters auf und ab. Spricht er, so haben die anderen zu schweigen. Man lacht und scherzt auf Kommando, bis die Glocke das noch so interessante Gespräch mitten entzwei reißt, um die Mönche zum Bespergottesdienst zu rufen. Orgel und Gesänge verschönern die Nachmittagsfeier. Dann kommt die längere Freizeit. Zweimal in der Woche findet ein gemeinsamer Ausflug in die nähere Umgebung statt. Der Abt führt. Wie Schafe folgen die Mönche ihrem Hirten. Bleibt er stehen, machen alle halt. Setzt er sich nieder, dürfen alle sich lagern. Vier Stunden laufen die Mönche an diesen Ausgangstagen umher. Um sechs Uhr abends aber versammelt der Abt wieder seine Klostergemeinde, um Bibelsprüche oder einen dogmatischen, bzw. moraltheolo-

gischen Lehrvortrag zu halten oder durch einen Beauftragten halten zu lassen. An diese Konferenz schließen sich das Abendessen, die abendliche Rekreation und der abendliche Gottesdienst — jeden Tag in der gleichen Form.

An jedem Freitag folgt dem Abendgottesdienst die Disziplin. Sobald die Mönche in ihre Zellen geeilt sind, läutet die Bußglocke, dumpf und schwer. Der Mönch legt die Oberkleider ab, zieht das Hemd aus und geißelt seinen Oberkörper, etwa fünf Minuten lang, mit einer aus feinen Striden gewundenen Peitsche. Monatelang habe auch ich meinen Leib beinahe wund geißelt, bis mir einmal der Gedanke kam, einen Rundgang durch die Klosterkorridore zu machen und an den Türen zu hordchen, ob die anderen es wohl auch täten. Ich schlich von Tür zu Tür und hordchte. Tatsächlich knallten manche ganz toll mit der Peitsche, aber aus dem Klang der Schläge konnte ich mit Sicherheit entnehmen, daß sie, statt ihren Leib, ihre Betten schlugen. Seither geißelte auch ich nur mehr mein — Bett! Lärm mußte gemacht werden, denn leicht hätte der inspizierende Abt einen Säumigen entdecken können. So aber wurde die Form gewahrt. Nach dem Abendgottesdienst und nach dieser Geißelung muß die Nachstrühe eintreten. Um halb zehn Uhr sind die meisten Lampen in den Zellen verloschen. Dumpfes Schnarchen dringt aus den Zellen, zuweilen auch leises Weinen. Ueber dem Kloster liegt dunkle Nacht. Und dunkel ist es auch in mancher Brust. Wozu die starre Form des Klosterlebens? Denn so wie der geschilderte Tag verlaufen alle die anderen Tage des Jahres. Nervenaufrreibende Monotonie des Lebens?

ischen, mit Kindesmenschen, die zu ihm gut waren und doch schon sehr beladen. Dann malte er ein Boot mit grüner Farbe an, wie es im Augenblick ein Mensch auf einer Südsee-Insel tat. Der nahm die schönsten Farben, weil er morgen nach den kleinen, von Palmen wundervoll bedachten Insel fuhr, weil da ein Mädchen war, das mit ihm immer auf der Matte schlafen sollte.

So malte dieses Kind Baum, Boot und Tier. So schrieb die Hand die ganze Welt erneut, und sich, sie war sehr gut, die ganze Welt, und er, der sie erschuf, wie Gott.

Doch als es dunkel wurde, legte er den Pinsel weg nach solchem schweren Kindeswerk, ging an das Fenster hin und sah wie ein kleiner Gefangener in den Regen, ob niemand käme, ob nicht einer schrie, den die Unrast der kindlichen Jagd aus dem Haus trieb. Niemand kam. Später holte er ein Buch und las von der Herstellung eines Bumerangs und vergaß die Schöpfung seiner Welt!

Die hatte er in den Aschenkasten geworfen.

Das Fundament des Adels

George Sand, die berühmte Romandichterin Frankreichs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch ihre Exaltationen und Leidenschaften ebenso gefürchtet wie geliebt, hat in einem ihrer besten Romane „Die Gräfin von Rudolstadt“ der Demokratie ein Denkmal gesetzt. Wir bringen im nachfolgenden eine Stelle aus diesem Werk, die sich mit der Macht des Adels auseinandersetzt und in ihrer temperamentvollen Sprache blühtartig das wahre Gesicht des Feudalismus beleuchtet. Wenn man einwenden wollte, daß diese Schreckgespenste ja bereits überwunden sind, so muß man dagegen sagen, daß eine Demokratie immer in Abwehr gegen dieselben oder ähnliche Gefahren bereit sein muß, die neue im Entstehen begriffen sein können, wie es der Faschismus deutlich zeigt. Die geschichtliche Kenntnis der früheren Zustände kann dabei als Waffe dienen.

„Betrachte die Schönheit dieser auf Felsen gegründeten, vierundzwanzig Fuß hohen Mauern, welche seit tausend Jahren stehen, ohne daß weder der Sturm des Krieges, noch die Wirkung der Zeit, noch die Bemühungen der Arbeiter ihnen etwas anhaben konnten. Ist dieses architektonische Meisterstück von der Hand von Sklaven errichtet worden, um etwa die Schätze ihres reichen Gebietes aufzubewahren? Ja, um in die Eingeweide des Felsens, in die Tiefen der Erde Schätze des Hasses und der Rache zu versenken. Hier sind zwanzig Geschlechter von Menschen, meistens unschuldig, einige heldenmütig, alle aber als Opfer oder Märtyrer zugrunde gegangen. Hier haben gelitten, gefesselt, gefast, gelästert: Kriegesgefangene, Leibeigene, die sich gegen ihr Joch empörten oder von Steuern zu sehr ausgezogen waren, um neue bezahlen zu können. Reformatoren, erlauchte Ketzler, Unglückliche aller Art, Besiegte, Fanatiker, Heilige, auch Verbrecher, Menschen, in der Brutalität des Lagers großgezogen, dem Geheiß des Raubes und des Mordes unterworfen und einem furchtbaren Vergeltungsrecht anheimgegeben. Das sind die Katakomben der Feudalität, des kriegerischen oder religiösen Despotismus. Das sind die Mauern, welche mächtige Menschen errichten ließen, um das Schreien ihrer geknechteten Brüder zu ersticken und ihre Leichname zu verbergen. Hierher drang keine frische Luft, kein Tagesstrahl, hier war kein Stein, das Haupt darauf zu stützen, nur eiserne, in die Mauer geschmiebete Ringe, um die Ketten der

Die folgsame Lilli.

Nachbars Willi liebt die Lilli;
Beides Kinder von vier Jahren.
Doch es liegen Lilli, Willi
Sich auch manchmal in den Haaren.
Bald ist Lilli hingeschlagen,
Bald fällt Willi von der Leiter,
Bald beschmüht er ihren Kragen
Und so weiter, und so weiter . . .
Doch ein Kind kennt keine Sorgen,
Weiß heut nicht, was gestern trübe.
So besucht auch jeden Morgen
Willi Lilli, seine Liebe.
Sieh, da kommt das kleine Bübchen
Einmal früher, wie sonst immer,
Und im Hemdchen hüpfst sein Liebchen
Runter noch umher im Zimmer.
Wertend, daß er zu ihr eile,
Schließt sie, wissend, was sich schickt,
Schnell die Tür in großer Eile,
Stredt nur's Köpfschen 'raus und nicht,
„Guten Morgen, lieber Willi!“
Tönt's vom Mündchen seiner Lilli,
„Warte nur ein paar Minuten,
Denn Mamachen,“ spricht die Bange,
„Dat's verboten, ungelogen,
Daß ich dich im Hemd empfangen,
Bart, ich hab's gleich ausgezogen.“

Ein Kind malt eine Landschaft.

Von Walter Daxer.

An Regentagen, wenn niemand draußen den alten geliebten Schrei der Schwarzfuß-Indianer schrie, wenn die alten Passagen unsahbar waren und die Rothhäute alle, die jun-

gen Adler, die Aufgaben rechneten, die Postlutsche von unserem Ueberfalle ungeführt durch die Prarie fuhr, holte der Junge sein Malzeug, einen winzigen Farbkasten mit 12 Farben, den ihm sein Bruder geschenkt hatte, er holte Papier aus einem Tisch und sagte: „Mutter, was soll ich malen?“

Dann legte er seine Kinderhand, die gestern wund in einem Marterpfahl der Illusion hing, wie eine Schatzgräberhand auf Grün und Blau und Rot, dann malte er den Wald mit Grün und Gold, den Himmel und die See mit schönem Blau, das nahm er dünn, als sei's ihm anvertraut und er dürfe nicht viel davon nehmen. Dann fuhr die Hand wie eine Meisterhand in einem halbdunklen Antiquariat von Hongkong oder in einem kleinen Laden einer unaussprechlich zentralasiatischen Stadt hin über kostbarstes Papier.

Sieh: das war der Wald, durch dessen dunkelgrüne Wand ging schwer ein Mensch, der hatte ein häßliches Gesicht und war doch viel mehr Mensch, als wenn wir, da wir groß und Maler sind, die Menschenbilder malen. So schwer hat er zu tragen, daß sein linker Fuß verkrüppelt tief in braunen Boden sank. Sieh: und der Wald war grün wie eine Zimmerwand.

Dann malte er Seen, auf denen Schiffe fuhrten, und manche gingen unter, weil er wollte, und manche fuhrten in der Luft den Sternen zu. Er gab dem Baum ein anderes Grün des Laubes, sein kleines Herzengrün, und gab dem Boden anderes Braun und dies und jenes, und er schuf die Welt ganz neu mit einer Hand, die einen Pinsel für 15 Pfennige hielt. Er zog damit Kreise, schuf die Welt ganz neu mit anderem Grün, anderem Tier und anderen Menschen, mit menschlicheren Men-

Gefangenen durchzuziehen, und diese so zu verhindern, sich auf den feuchten, kalten Boden einen Platz zum Ausruhen zu suchen. Hierher drang nur dann Luft, Tageslicht und Nahrung, wenn es den in dem oberen Saal postierten Wächtern beliebt, für einen Augenblick den Stein abzuheben und den am Tage nach einer Schlacht zu Hunderten hier Zusammengeperrten — zuweilen nur einem einzigen Unglücklichen ein Stück Brot herunterzuwerfen. Sieh da, Neophyt, die Quellen menschlicher Größe, welche die Zeitgenossen der Nacht-haber vielleicht mit Bewunderung und Reid betrachteten! An benagten Totenschädeln, an gebrochenen und vertrockneten Menschengen-

beinen, an Tränen- und Blutspuren, siehe, was die Sinnbilder deiner Waffen bedeuten, wenn deine Väter dir die Schmach des Adels hinterlassen haben, siehe, was die Wappenschilder der Fürsten bedeuten, denen du gedient hast, oder dienen möchtest, so du aus dem Volke stammst. Ja, hier steht du auf dem Fundament des Adels, hier ist die Quelle des erblichen Ruhmes und Reichthums der Welt; hier sieht man, wie sich eine Kaste erhob und im Besitz erhalten hat, eine Kaste, die von den anderen noch immer gefürchtet, geschmeichelt und geliebt wird. Hier, hier siehst du, wie die Menschen es angefangen, um sich vom Vater auf den Sohn über die übrigen Menschen zu erheben."

weise war der Lehm abgefallen und der Wind pfliff durch die Ritzen

Jetzt litten beide: Seele und Körper.

* * *

Draußen erschien wieder der Sioux. Er hatte einen Elch erlegt und brachte mir — den Hals.

Mein Dank war kühl. Es würde mir nie eingefallen sein, jemandem den Hals eines Tieres zu schenken. Das war schon mehr als gelbig.

Er sprach:

„Ihr habt einen komischen Geschmack, ihr Weißen. Wir mögen am liebsten das Hilet, aber da ihr den Hals vorzieht . . .“

„Wieso denn?“ unterbrach ich ihn. „Ich glaube, im Namen der ganzen weißen Rasse zu sprechen, wenn ich behaupte, daß auch mir das Hilet lieber haben.“

„Wieso? Wenn meine Frau beim Schlächter von Portage la Prairie ist und ein gutes Stück verlangt, das beste, das allerbeste, gibt er ihr allemal den Hals und läßt sich ihn tener bezahlen . . .“

* * *

Einige Tage später bat er mich, ein Palet an seine Frau mitzunehmen, die ein Häuschen in dem seltsamen Siouxdorf bewohnt, das im Süden von Portage la Prairie liegt.

In dem Palet befand sich ohne Zweifel das nahrhafte, nach der Meinung meines Siouxfreundes von mir verschmähte Hilet.

Ich kam am Vormittag bei der Indianerin vorbei. Sie war eine große, dicke Frau, aus lauter Kugeln geformt. Sie lachte immerzu und das Lachen ihres Mundes teilte sich allen ihren Rundungen mit und ergab sich in Form von Falten, Grübchen und Runzeln.

„So, du bist's“, fragte sie, „der Weiße, der an der Düne wohnt? Mein Mann hat mir erzählt. Du bist sein Freund. Du hast ihm Del für seine Lampe gegeben, komm und is!“

Ich kam hinein in den einzigen, überheizten Raum und setzte mich vor den Tee, das Brot und das Schweineschmalz, während sie am Ofen große Stücke Fleisch briet.

„Du mußt tüchtig essen“, sagte die gastliche Dame. „Mein Mann sagte mir, daß du verliebt bist.“

„Wie?“ machte ich erstaunt.

„Ja, du liebst eine blonde Frau.“

„Eine blonde Frau? Heiliger Himmel, wann hat er das geträumt?“

„Ja, eine blonde Frau, dieselbe, die über dem Bett hängt.“

Richtig, sie ist ja blond, dachte ich und wurde mir erst bewußt, daß ich eigentlich nie auf die Haarfarbe geachtet hatte.

„Du liebst eine blonde Frau und leidest durch sie. Beweis: Du hast ihr Bild mit dem Beil zer schlagen. Mein Mann hat es mir erzählt, er hat die Spuren gesehen. Wenn aber ein Mann verliebt ist, soll er nicht allein bleiben. Du denkst an dieses Geschöpf und wirst wieder an sie denken, und der Teufel mag wissen, was das für eine ist. Welche Bosheit in so einer Blonden steckt! Du wirst an sie denken und immer wieder an sie denken. In deinem Alter! . . . Ich habe gerade eine Schwester hier. Die würde schon den Winter über bei dir bleiben, wenn du sie ordentlich fütterst. Du mußt wissen: sie kann gut Fleisch kochen. Es gibt niemand, der es besser kann, außer mir. Sie ist noch sehr schön, meine Schwester, schöner als damals, als sie heiratete — vor zwanzig Jahren. Denn damals wog sie knapp 90 Kilogramm und heute hat sie 102. Es ist noch keine vierzehn Tage her,

Wünsche.

Von M. Constantin-Weyer.

Der junge französisch-kanadische Schriftsteller M. Constantin-Weyer hat eine Reihe von Jahren in den Prärien und Tundren Kanadas gelebt und hat dort, überdrüssig der Zivilisation, das Leben eines Eingeborenen, Holzschlägers und Pelzjägers geführt. Er hat über diese harte Zeit seines Lebens unter dem Titel „Kanadische Nächte“ ein kraft- und lebensvolles Buch geschrieben, dessen Wert man am besten durch die Feststellung der Tatsache kennzeichnet, daß es bei seinem Erscheinen im vorigen Jahre die höchste literarische Auszeichnung Frankreichs, den „Prix Goncourt“ 1928 zugesprochen erhielt. Das Buch, das fünf Erzählungen enthält, ist nun in ausgezeichnete Uebersetzung in deutscher Sprache erschienen und wird drucken im nachfolgenden mit Erlaubnis des Verlages Albrecht Blau, Berlin W 50 eine Skizze daraus ab:

Schöne Tage habe ich in der Niederung des Assiniboineslusses erlebt. Meine Hütte war recht primitiv, aus Baumstämmen gezimmert, die nicht behauen, ja nicht einmal abgerindet waren. Die Zwischenräume waren mit bläulichem Ton verschmiert. Das Dach bestand aus Seegras; Fußboden und Decke fehlten. An Möbeln waren da: ein Feldbett, ein Küchensofen, ein roh gezimmertes Tisch und Stuhl, ein Koffer und einige Kisten.

Es war ein herrlicher Winter, großartig in seinem Schweigen.

Mein Leben hatte ich mir folgendermaßen eingeteilt:

Montags, Mittwochs und Freitags ging ich Holz fällen, bis ich eine gute Fuhre beisammen hatte. Dann aß ich und legte mich schlafen. Am Mitternacht besorgte ich meine Pferde und aß nochmals ausgiebig Fleisch, Kartoffeln, Eingemachtes.

Dann spannte ich an und fuhr los. Fünfzehn lange Meilen quer über den Schnee, ohne Rücksicht auf das Wetter, um auf dem Markt von Portage la Prairie meine Fuhre zu verkaufen.

Das Warten auf den Käufer wurde mir oft recht lang. Noch dazu bei dem meist sehr unzufriedenen Thermometerstand. Manchmal kam ein Kerl, der an meinem Preis von fünf Dollar noch etwas abhandeln wollte. Dem fuhr ich dann nicht schlecht übers Maul.

Lieber hätte ich mein Holz öffentlich verbrannt, als zuzulassen, daß so ein alter Gauner auf meine Armut spekulierte

* * *

Wenn ich nach Hause kam, fand ich angehängelt über meinem Bett das Bild einer Dichterin. Ich hatte es aus einer französischen Zeit-

ung ausgeschnitten. Sie war ebenso schön wie begabt.

Ich bewunderte beides an ihr. Wenn ich das Bild eine Weile betrachtet hatte, zog ich unter dem Strohsack einen zerlesenen Gedichtband hervor und berauschte mich laut lesend an den süßlichen Versen.

Wenn ich die Lampe ausblies, war ich jedesmal restlos verliebt.

* * *

Zuweilen bekam ich Besuch. Eines Tages erschien Bête, ein Nestige, gerade als ich schlafen gehen wollte.

Unser Gespräch verlief so:

„Grüß Gott! Ich will dich zwar nicht gerade hinauswerfen, aber ich bin müde. Mach's dir bequem, mach dir Tee, etwas zu essen . . . du weißt ja, wo die Sachen stehen, ich lege mich schlafen.“

„Aber Boy, ich bin doch gekommen, um mich von dir rasieren zu lassen.“

„Wann wirst du endlich lernen, es selbst zu tun?“

„Ich kann es nicht, ich habe immer Angst, mir den Hals abzuschneiden.“

So mußte ich wahrhaftig noch den Barbier spielen.

Als er gegangen war, versuchte er, meine Mühe diskret zu bezahlen.

Ich hörte, wie er draußen Holz für mich spaltete, dann das Eis im Brunnen aufbrach und seine Pferde tränkte, die gar keinen Durst hatten.

* * *

Eines Abends kam ein junger Sioux mit einer Fadel zu mir.

„Ich kampiere ganz in deiner Nähe“, sagte er. „Mein Petroleum ist alle. Willst du mir welches verkaufen?“ Als ich es ihm gegeben und eine Bezahlung abgelehnt hatte, sagte er:

„Wenn ich einen Elch erlegt habe, bringe ich dir ein schönes Stück davon. Du wirst sehen . . .“

* * *

Meine Dichterin machte mich allmählich rasend und meine Gefühle endeten in Liebeshaß. Man muß einmal längere Zeit, noch dazu in erzwungener Keuschheit, Auge in Auge mit einem Bild gelebt haben, um das zu verstehen.

Das wurde mir zu dumm und eines Abends ergriff ich die Art und schlug während gegen den Stamm, an dem sie hing. Ihr reizender Kopf flog ab, zusammen mit den Holzsplittern. Ich schmiß ihn ins Feuer und das Buch hirtet her.

Aber diese Nacht und die folgende schlief ich schlecht. Denn die Tat blieb nicht ganz ohne Reue. Und außerdem: mein Schlag mit der Art hatte die Wand erschüttert. Stellen-

daß ich sie beim Schlächter wiegen ließ, Gleich werde ich sie rufen."

Sie machte die Tür nach dem Hove auf. Da stand ein kleiner Junge, der sich damit belustigte, Figuren in der Schnee zu pinkeln. Sie rief ihm etwas zu auf Sioux, ein paar Worte voll zärtlicher Drohung und schloß die Tür.

Einige Augenblicke später kam dann die Schwester...

Aber ich lehrte am Abend doch wieder allein in meine einsame Waldhütte zurück.

Der Rentierreichtum Alaskas.

Wie der Einwohnerschaft eines ganzen Landes, das nur lüggliche Naturverhältnisse aufweist, höchst wertvolle Existenzmöglichkeiten verschafft werden können, dafür bietet Alaska einen Beweis, nämlich durch die Einführung der Rentierzucht. Vor etwa 30 Jahren gab es in Alaska nicht ein einziges Rentier. Dann wies 1891 der Generalinspektor des Schulwesens in Alaska, Eheldon Jackson, mit Einfuhr der ersten 171 Rentiere den zu beschreibenden Weg. Bis 1902 waren 1280 Rentiere eingeführt worden — aus dem norwegischen Lappland, von wo gleichzeitig etliche Lappländerfamilien mitkamen, um die Eingeborenen in Alaska, die Eskimos, im Aufziehen von Rentieren zu unterweisen. Jene 1280 Rentiere bildeten den Stamm der kolossalen Tiermenge, die es heutigen Tages in Alaska gibt und die am 1. Juli d. J. gerade eine Million Rentiere erreichte.

Mit der Rentierzucht erhielten besonders die Eskimos, die früher in mühevoller Jagd den von einer Gegend zur anderen wandernden Robben und sonstigen Tieren nachstellten, einen lohnenden Erwerb. Nächste Fischerei ist jetzt Rentierzucht der wichtigste Erwerbszweig in Alaska, indem beständig zunehmende Mengen Rentierfleisch nach den Vereinigten Staaten abgesetzt werden. Im vorigen Jahr betrug die Ausfuhr dorthin nicht weniger als 2 Millionen Pfund von solchem Fleisch. Die größten Rentierzüchter sind zwei Norwegischamerikaner, die Brüder Lomen, die 1914 mit 1000 Tieren begannen und jetzt 160.000 besitzen, aber die Verdien wachsen schnell, indem man rechnet, daß sie sich in drei Jahren immer verdoppeln. Deren Züchterei bildet Großbetrieb, mit Kühlräumen und Verschiffungsstellen, von wo in jeder Saison zwei Dampfer mit Fleisch zur amerikanischen Westküste gehen. In Alaska gibt es mindestens 200.000 Quadratmeilen Land, die mit Rentiermoos bedeckt sind und wo Rentierherden von 10 Millionen Tieren oder dem Zehnfachen des jetzigen Bestandes Nahrung finden.

„1235 - Das sind Sie!“

Irgendein Amerikaner ist der Erfinder dieses Spieles: „Wenn Sie, mein Herr oder meine Dame, auf die merkwürdigste Weise über sich völlig im klaren sein, wenn sie wissen wollen, wie, Sie, Ihr Charakter, Ihre Anlagen, Ihre Möglichkeiten beschaffen sind; wovor Sie Furcht haben und wofür Sie Sympathie hegen; ob Sie sich ändern sollen und ob Sie es auch wirklich können; was Sie von sich selbst und was die Menschen von Ihnen halten: dann haben Sie nichts anderes zu tun, als die nachfolgenden wenigen Fragen mit „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten.“ Also eine Art Wahrsagekunst? Vielleicht — doch nicht auf Grund von Linien der Handfläche oder Kartenauflegen, sondern eines Systems, das als Spiel gewertet sein will. Wer auf diese Weise seine Charaktereigenschaften erforschen

will, der erhält darüber fix und fertige Antworten, sei es nun Mann oder Frau, er braucht vorher nur fünf Gruppen von je fünf Fragen kurz mit Ja oder Nein zu beantworten, dann wird aus den Bejahungen und Verneinungen eine Schlüsselzahl gezogen und auf Grund dieser braucht man nur die mit der gleichen Zahl numerierte Antwort zu lesen. Ueber dieses charakterologische Spiel unterrichtet ein soeben im Verlage von E. P. Tal u. Co., Wien-Leipzig erschienenes Büchlein „1235 - Das sind Sie!“ und, so weit wir es ausprobieren konnten, ist es nicht nur kurzweilig, sondern ergibt auch wirklich Antworten von oft verblüffender Richtung. Die Fragen sind durchaus harmloser Natur und unscheinbar und man ist darum umso erstaunter, daß auf Grund ihrer Beantwortung sich ein einigermaßen zutreffendes Charakterbild ergeben kann, aber im Grunde genommen erfassen die gestellten Fragen und ihre richtige Beantwortung eben doch ausreichend das Wesen des betreffenden Menschen. Keine Hexerei und doch erstaunlich! Man probiere!

Was mancher nicht weiß.

Die Biene besucht an einem Tage 4000 Blüten.

Der Chinese trägt eine Brille nicht, weil er schlecht sieht, sondern weil er glaubt, daß er damit gut ausieht. Wenn ein Chinese einem anderen begegnet, so bezeigt er ihm seine Achtung dadurch, daß er zum Gruß die Brille ab-

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Bag, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönau, Tischlergasse.

(10. Fortsetzung.)

Ebenmaß der Kräfte und des Raumes.

Wer sich in die eben beschriebenen Gangweisen der verschiedenen Schachsteine vertieft, der wird finden, daß sie einander wunderbar ergänzen und sich zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen. Infolge der eigenen Bewegungsart wohnt jedem Schachstein eine besondere Kraft inne, die voll und richtig auszunützen eben die Aufgabe des Spieles ist. Der Raum, das Brett mit 64 Feldern, ist dazu groß genug. An und für sich schwache Steine, die Bauern, werden durch ihre Zahl, wie durch ihre besonderen Vorrechte zur gewaltigen Waffe. Auch der Umstand, daß sie außer den Springern, die einzigen Schachsteine sind, die sich aus der Anfangsstellung heraus, frei bewegen können, erhöht ihre Bedeutung. Jeder Spieler hat ein Läuferpaar, das sich trefflich ergänzt, zwei auf beide Flügel verteilte Springer, deren reizvoller Gang das Spiel belebt und Ueberraschungen bereitet.

In den Ecken erscheint anfangs die starke Macht der beiden Türme gebannt, der Zeit harrend, bis die leichten Figuren (Springer und Läufer) ihnen freie Bahn schaffen. Die mächtigste Figur, die Dame, ist allein, sie bedarf keiner Ergänzung. Ruhig wartet der bedächtige König inmitten seiner Getreuen zu, bis ihm ein sicheres Verließ durch die Rochade geschaffen wird, um von dort aus dem Kampfe zuzusehen.

Angriff und Verteidigung.

In der Schachpartie, wie in jedem Kampfe, wechselt Angriff mit Verteidigung ab. Schachsteine sind die Akteure, deren Kraft hier zur Anwendung kommt. Wie äußert sich nun die Kraft der Schachsteine im Angriff, wie in der Verteidigung?

Einen gegnerischen Stein angreifen, heißt so ziehen, daß man droht, diesen Stein zu schlagen. Dadurch würde man dem Gegner einen materiellen Schaden zufügen, die Zahl seiner Streitkräfte

nimmt, so wie wir den Hut abnehmen.

Als Cortez 1519 Mexiko eroberte, fand er öffentliche Schwigbäder zu Tacala, wie sie heute noch bei den Eingeborenen im Gebrauch sind.

In Amerika wird wegen des Alkoholverbot die Schiffstaufe statt mit Champagner mit Schlagfahne gefeiert.

Die Pest in den Jahren 1347—1350, damals der schwarze Tod genannt, raffte in Europa 25 Millionen Menschen fort, also doppelt so viel als der Weltkrieg.

Weiteres.

In der Redaktion. Der wütende Besucher: „Ist es wahr, daß Sie mich in Ihrer Zeitung einen Lumpen und Betrüger genannt haben?“ — Der Redakteur: „Ausgeschlossen! Wir bringen nur die neuesten Nachrichten.“

Der Photograph. „Womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ — „Meine Photographie vergrößern. Aber der Mund soll klein bleiben.“ „Wie?“ (Newport).

Der Herr im Hause. „Ich würde meiner Frau die Clonfrisur nie erlauben!“ — „Aber wie ich sehe, trägt die gnädige Frau — — —“ — „Doch jedenfalls nicht mit meiner Erlaubnis!“

Der Held. „Im letzten Augenblick, als sie schon auf dem Standesamte standen, ist er davongelaufen.“ — „Da hat er wohl den Mut verloren?“ — „Nein, ihn — wiedergefunden!“

vermindern; also eines von den vielen Hindernissen beseitigen, die dem Hauptziel, der Gefangennahme seines Königs, im Wege stehen. Will der Gegner dies vermeiden, muß er auf Verteidigung bedacht sein, wobei drei Fälle im allgemeinen möglich sind. Entweder entzieht sich der bedrohte Stein dem Angriff durch Flucht, oder man schlägt den Stein, der ihn bedroht, schließlich kann auch der Fall vorkommen, daß man die Schußlinie des drohenden Steines (falls dies eine langschrittige Figur ist) unterbricht, man stellt einen Stein vor.

In den normalen Anfängen 1. e2—e4 e7—e5 kann Weiß schon im zweiten Zug eine Figur mit Angriff entwickeln.

Angriff und Deckung.

Bild 12.



Nach 1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sg8—e6

Mit seinem zweiten Zuge 2. Sg1—f3, Bild 12, hat Weiß den Bauern e5 angegriffen. Er droht ihm mit dem Springer zu nehmen. Da sich der blockierte Bauer dem Angriff nicht entziehen kann (er bildet, wie man sagt, eine festgelegte Angriffsmarke), deckt ihn Schwarz, und zwar mit seinem Springer 2... Sg8—e6, weil er dadurch gleichzeitig eine Figur entwickelt, das heißt ihr mehr Aktionsraum verschafft. Gut wäre auch die Deckung 2... d7—d6, hingegen schlecht 2... f7—f6 (was Anfänger gerne tun), weil dadurch die Entwicklung des schwarzen Spieles nicht gefördert wäre.

(Fortsetzung folgt.)